

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 123 (2011)

Buchbesprechung: Anzeigen und Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Guido Faccani: Die Pfarrkirche von Baden. Entwicklung der Kirche St. Maria und der Siedlung. – Baden: hier + jetzt 2010. – 92 S., ill.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen der umfassenden wissenschaftlichen Publikation von Professor Hans Rudolf Sennhauser zu den Ausgrabungen in der Stadtkirche und der Dreikönigskapelle von Baden liegt nun eine populäre Darstellung der Bau- geschichte der beiden Kirchen vor.

Mittelalterarchäologe Guido Faccani, der selbst an der ersten Vorlage der Grabungsresultate beteiligt war, stellt in diesem handlichen und schön gestalteten Buch die Geschichte der beiden Kirchenbauten – und damit verbunden der Stadt Baden – anschaulich dar.

Im Gegensatz zur Publikation von Sennhauser kann sich Faccani ganz auf das Wesentliche beschränken. In klaren, kurzen Texten stellt er die Befunde und deren Interpretation vor und bettet sie in die historischen Zusammenhänge ein. Faccani hält sich inhaltlich im Wesentlichen an die Publikation von Sennhauser, doch stellt er die dort vorgestellten Resultate und Interpretationen mit einer angenehmen sachlichen Distanz dar. Verdienstvollerweise finden zudem auch bereits neuere Funde und Erkenntnisse Eingang in die Texte.

Aus Sicht der aktuell im Bäderquartier forschenden Rezensentin, erscheinen aber gewisse Aussagen nach wie vor mutig: so zum Beispiel, aufgrund alleine der Grabung im Bereich der Dreikönigskapelle weitreichende Aussagen zu allfälligen antiken, möglicherweise sakralen Vorgängerbauten im Bäderquartier zu wagen. Andererseits formuliert Faccani in seinen historischen Überlegungen zur Datierung und Anlass des Baus der Dreikönigskapelle wichtige Gedanken, die auch für die aktuellen Untersuchungen grosse Bedeutung besitzen.

Für das abgestrebte, breite Publikum als gewiss sehr positiv erweisen sich die erklärenden, gestalterisch hervorgehobenen Einschübe zu besonderen Themen und Begriffen. Sehr anschaulich und dem Verständnis zuträglich sind die vielen Rekonstruktionen, wobei diese leider oft etwas gar steril erscheinen. Hier hätte die gelegentliche Darstellung von Menschen, schon nur um etwa die Grössenverhältnisse erkennbar zu machen, sicher gute Dienste geleistet. Während die abgebildeten Pläne auch für Laien gut lesbar und verständlich sind, bleiben die isometrischen Darstellungen oft sehr abstrakt.

Alles in allem ergibt die Publikation von Guido Faccani ein abgerundetes Bild der bekannten Geschichte der Stadtkirche und der Dreikönigskapelle und stellt diese

Bauten in ihren historischen Kontext. Sie eignet sich zudem hervorragend, um sich einen Überblick für die Lektüre des Werks von Sennhauser zu verschaffen.

ANDREA SCHAER, BRUGG

Furter, Fabian: Baldingen. Geschichten und Lebenslinien im Spiegel der Zeit. DVD mit Dokumentarfilm sowie historischen Bildern und Dokumenten. – Baldingen 2010. – 176 S., ill.

«Die grosse Weltgeschichte hat einen Bogen um Baldingen gemacht.» Mit diesen Worten beginnt die neu erschienene Ortsgeschichte zu der Kleingemeinde im Studienland mit ihren heute knapp dreihundert Einwohnern. Dass der Einfluss der Baldinger und Baldingerinnen nur schon auf die Geschehnisse der Schweiz – sieht man einmal vom Alt-Ständerat Julius Binder ab – bescheiden blieb, hat Fabian Furter weniger als Hemmschuh, denn als Herausforderung angesehen. Im Zentrum dieses Buches steht Alltägliches und Zwischenmenschliches aus dem zumeist beschaulichen Dorfleben, das der Autor geschickt mit dem grösseren Kontext verwebt und damit den Blick auf die weite Welt nicht ausser Acht lässt.

Anstatt die spärlichen schriftlichen Quellen vor dem 19. Jahrhundert mit Thesen aufzublähen, stellt der Autor einen aussergewöhnlichen Fund an den Anfang seines Werkes: Eine Serie von Zeichnungen des Zürchers Johann Heinrich Meyer, der die ländliche Idylle von Baldingen mit seinen Strohdachhäusern im Zeitalter der Aufklärung festgehalten hat. Nach einem geologischen Exkurs – offenbar bis heute zwingender Bestandteil von Ortsgeschichten – geht es humorvoll weiter: Bis in die Gegenwart konnte sich das Gerücht halten, dass sich das bekannte Volkslied «Es wott es Froueli z Märit go» auf einen Doppelmord bezieht, der sich 1818 in Baldingen zugetragen habe. Ein für alle Mal sei festgestellt: Es handelt sich um einen Aprilscherz, der etwas unvorsichtig bereits am 26. März 1969 im «Aargauer Kurier» platziert wurde.

Dem weitaus wichtigsten Bauwerk der Gemeinde, der 1898 eingeweihten Kirche aus der Feder des «Stararchitekten» Karl Moser, räumt die Publikation den gebührenden Platz ein, bevor an der Schwelle zum 20. Jahrhundert der Erzählstil wechselt. Fabian Furter verwebt sieben Porträts von Frauen und Männern aus Baldingen zu einer lesenswerten Exkursion durch ein Jahrhundert, in dem sich die Gemeinde so stark wie nie zuvor in ihrer Geschichte veränderte. Am Ende der Lektüre ist man in den 1980er-Jahren angelangt, als Einfamilienhäuser die althergebrachte Trennung zwischen Ober- und Unterbaldingen auflösten und die Gestalt und das Verständnis der Dorfgemeinschaft nachhaltig wandelten.

PATRICK SCHOECK-RITSCHARD, ZÜRICH

Widmer-Dean, Markus; Richner, Raoul: Dorf und Gemeinde Buchs. – Buchs: 2010. – 304 S., ill.

Die zum 200-jährigen Jubiläum der Gemeindegründung erschienene Dorfchronik von Buchs beeindruckt schon in ihrer äusseren Aufmachung: Das grosszügige

A4-Format erlaubt eine Erweiterung des Haupttextes der beiden Autoren Markus Widmer-Dean und Raoul Richner durch Randspalten, grau hinterlegte Kästen mit Stichworten und Schlaglichtern, ganzseitige Exkurse sowie eine grosszügige Illustration durch zahllose Schwarzweiss- und Farbfotos, Karten und Grafiken. Auch wenn die vielfältigen Gestaltungselemente und das dichte Layout manche Seiten etwas überladen erscheinen lassen, kommt auf rund 300 Seiten eine Fülle von textlichen und visuellen Informationen zusammen, welche die Entwicklung von Buchs in sechs übergeordneten Themenblöcken beleuchten.

Unter dem Titel «Raum und Zeit» wird neben den geografischen und naturräumlichen Gegebenheiten ein historischer Überblick sowie ein Exkurs zu den Buchser Flurnamen geboten. Letzterer stützt sich auf die Vorgängerpublikationen von Max Byland, die mit der vorliegenden neuen Dorfgeschichte explizit nicht ersetzt, sondern ergänzt werden sollen. Die nächsten beiden Teile («Dorf» und «Gemeinde») sind der Entwicklung der Siedlung im Rahmen der Gemeinde Suhr unter bernischer Herrschaft sowie der seit 1810 unabhängigen politischen Gemeinde Buchs und ihren Aufgaben im jungen Kanton Aargau gewidmet. Hier stechen besonders die Serien von Kartenausschnitten ins Auge, welche die rasante Entwicklung vom Bauerndorf zur Agglomerationsgemeinde veranschaulichen, Einblicke in interessante Quellen, wie die Übereinkunft über die Ausscheidung der Gemeinden Buchs und Rohr von Suhr. Unter dem Stichwort «Bevölkerung» werden neben dem raschen Bevölkerungswachstum von 416 Einwohnern 1764 auf heute über 7000 die damit verbundenen Migrationsbewegungen, die alten Buchser Geschlechter sowie das Vereins- und Kulturleben vorgestellt. Die abschliessenden Kapitel dieses Teils erörtern Aspekte der Bevölkerungsstruktur sowie der Wohnverhältnisse und liefern besonders anschauliche Berichte zu Seuchen und Brandkatastrophen. Auch die letzten beiden Teile zur Entwicklung der verschiedenen Wirtschaftszweige sowie der Kirchgemeinden werden durch interessante Exkurse aufgelockert, etwa durch Quellenzeugnisse zu Essen und Wohnen in Aargauer Bauerndörfern im 19. Jahrhundert oder durch Auszüge aus den Akten des kirchlichen Sittengerichts der frühen Neuzeit.

Die neue Dorfgeschichte erlaubt vielfältige Einblicke in die Vergangenheit von Buchs und kann mit ihrer gut verständlichen Sprache und dank ihrer systematischen Gliederung die unterschiedlichsten Themenfelder und Bedürfnisse abdecken. Wie in vielen vergleichbaren Publikationen kommt die Entwicklung der Nachkriegszeit leider etwas zu kurz. Auch wüsste man gerne mehr über problematische Aspekte der rasanten Entwicklung vom Bauerndorf zur Agglomerationsgemeinde, etwa über zweifellos damit verbundene Nutzungskonflikte, über Diskussionen um Infrastrukturbauten oder um Integrationsfragen im Zusammenhang mit dem überdurchschnittlichen Ausländeranteil. Das weitgehende Schweigen über derlei Aspekte ist natürlich nicht zuletzt in der mangelnden Quellenzugänglichkeit sowie im Persönlichkeitsschutz zu suchen und damit durchaus nachvollziehbar.

SEBASTIAN GRÜNINGER, BUCHS AG

Conidi, Claudio: Die Italiener in Wohlen – Lokalgeschichte und italienische Lebenswelt. In: Unsere Heimat, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt, 77. Jahrgang. – Wohlen 2010. 153 S., ill.

Nach 70 Jahren erscheint die Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt in neuem Gewand mit einem Thema der Zeitgeschichte: Die Italiener in Wohlen im Zeitraum von 1950–1975, eine Verbindung von Lokalgeschichte und italienischer Lebenswelt. Claudio Conidi legte dazu eine Lizentiatsarbeit am Historischen Seminar der Universität Basel vor, welche für die Publikation in der Jahresschrift redaktionell bearbeitet wurde.

Conidi untersucht erst drei ereignisgeschichtliche Momente, die ihm für die italienische Gemeinschaft in Wohlen als zentral erscheinen: Die Gründung der *Missione Cattolica Italiana* (Italienischen Mission) 1963, die Gründung der *Associazioni Cristiane dei Lavoratori Italiani* (ACLI, Christliche Vereinigung der italienischen Arbeiter) 1970 und den Bau eines Hortes für Gastarbeiterkinder 1974. Einblick in die italienische Lebenswelt geben die Interviews mit dem ehemaligen italienischen Missionar und zwei Gastarbeitern. Conidi stützt sich für seine Untersuchung auf Quellenmaterial aus dem Archiv der katholischen Kirchenpflege und dem Gemein-dearchiv. Um die Sichtweise der Wohler Bevölkerung zu Wort kommen zu lassen, insbesondere zum Bau des Kinderhorts, dessen finanzielle Unterstützung durch die Gemeinde in einer Referendumsabstimmung schlussendlich verworfen wurde, verwendet Conidi den Wohler Anzeiger. In der Einleitung stellt der Autor seine Methode und seine Wahl und Beschränkung auf den Ort Wohlen klar. Den Autor interessiert insbesondere, wie die Schweizer Behörden und die Bevölkerung auf den Wunsch der Italiener, eigene Institutionen zu gründen, reagierten und welche Konflikte dabei sichtbar wurden. Eingebettet ist diese Untersuchungen in einen beschreibenden Teil zur italienischen Einwanderung in die Schweiz sowie der spezifischen Situation in Wohlen. Es zeigt sich, dass die Katholische Kirchenpflege und die Gemeinde die Institutionen unterstützten, in einzelnen Korrespondenzen und Leserbriefen aber auch Kritik an den Institutionen geäußert und schlussendlich die Mitfinanzierung des Kinderhorts in der Referendumsabstimmung verworfen wurde. Es ist ein Verdienst des Autors, einen Blick auf dieses Thema der Lokalgeschichte zu werfen, die Arbeit zeigt aber methodische, handwerkliche und interpretatorische Schwächen und vermag als Ganzes nicht zu überzeugen. Trotz allen Bemühungen vermag der Autor die Opposition in Wohlen nicht schlüssig zu fassen. Dazu trägt auch eine ungenügende und zu einseitige Quellenbasis bei. Eine Ausweitung des Untersuchungsgegenstandes durch Vergleich mit andern Orten hätte den Ablehnungsentscheid verständlicher gemacht. In den Fussnoten und manchmal im Text führt der Autor zu ausführliche und zum Teil überflüssige Diskussionen um Interpretationen und Fakten. Es hätte der Klarheit gedient, diese vor der Niederschrift zu klären und Stellung zu beziehen.

ANDREA VOELLMIN, BADEN

Rothweiler, Werner: Magdener Familien 1600–1875 und ihre Stammbäume. – Magden 2011. – 203 S.

Der Chemiker Werner Rothweiler setzt sich seit seiner Pensionierung intensiv mit der Geschichte seiner Wohngemeinde auseinander, was sich bereits in verschiedenen Publikationen niedergeschlagen hat. In seinem jüngsten Werk beleuchtet er auf umfassende Art und Weise die Einwohnerschaft Magdens.

Etwa zwei Drittel des Buches nehmen die genealogischen Zusammenstellungen ein, die in alphabetischer Reihenfolge abgehandelt werden. Dabei kommen alle Familien zur Sprache, die zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert für mindestens zwei Generationen in Magden lebten. Dank diesem Vorgehen stehen die dominanten, bis heute bestehenden 21 Familien gleichberechtigt neben jenen 44 Familien, die im Fricktaler Dorf nur ein Gastspiel gaben.

Neben der klassischen Verkartung der Kirchenbücher, bei der aus Platzgründen und der Übersichtlichkeit zuliebe leider nicht alle Kinder (speziell die Töchter) namentlich genannt werden können, sammelt der Autor unter Verwendung weiterer Quellen Spuren über die Anfänge der einzelnen Familien. Demografische Analysen und Auswandererverzeichnisse runden die einzelnen Familien-Abschnitte ab.

Die darauffolgenden Kapiteln umfassen tabellarische Verzeichnisse und Listen, wie sie oft in Anhängen zu Ortsgeschichten zu finden sind: Gerichtsmitglieder (1530–1718), Söldner (17.–19. Jahrhundert) und Auswanderer (1781–1880). Im umfangreichen Emigrantenverzeichnis, das bestimmt gerade auch in Übersee auf fruchtbaren Boden fallen wird, fällt einem bei der Destination die Häufigkeit von Algerien ins Auge.

Bei der wertvollen, gut in die Literatur eingebetteten historischen Demografie schlägt der naturwissenschaftliche Hintergrund des Autors durch: Mit Präzision fasst er den Magdener Mikrokosmos in Zahlen – von der Saisonalität der Taufen über die Kindersterblichkeit bis zu den Heiratskreisen. Eine detaillierte Beschreibung der Magdener Kirchenbücher schliesst das Werk ab.

Werner Rothweilers Buch stellt eine solide Grundlagenarbeit dar, die sich durch ihre klare Darstellung auszeichnet. Es ist zu hoffen, dass es in anderen Gemeinden Nachahmer findet!

RAOUL RICHNER, AARAU ROHR

Wyrsch, Willi. 150 Jahre Bezirksschule Seon 1860–2010. – Eigenverlag Bezirksschule Seon 2010. – 35 S., ill.

Manchmal sind es gerade die kleinen, unprätentiös daherkommenden Schriften, die einem zu plötzlichen und überraschenden historischen Einsichten verhelfen. So wie zum Beispiel diese kleine Jubiläumsschrift, die im Eigenverlag hergestellt wurde, ohne Anspruch auf weltweite Verbreitung. Trotzdem gefällt dem Auge der geradlinige Auftritt, die zurückhaltende, klug eingesetzte Illustration.

Der so optisch zum Durchblättern animierte Leser stolpert plötzlich über die scheinbar banale Tatsache, dass die Seoner Bezirksschule durch Subskription ermög-

licht wurde. Und dadurch verändert sich ruckartig sein Geschichtsbild – Subskription von 37 Bürgern, die Jahresbeiträge zwischen 10 und 100 Franken gezeichnet haben, jährlich insgesamt 1315 Franken für sechs Jahre fest zugesichert – nun ja, wenn wir hier vom Zeitalter der Aufklärung mit ihren Sozietäten sprechen würden, von der Helvetik mit ihren hochfliegenden Plänen und Projekten wie der Gründung der Aarauer Kantonsschule. Aber hier sind wir im Jahr 1860, der radikale Staat mit seiner geordneten Tätigkeit hat seit 1835 das Volksschulwesen fest im Griff – was soll da eine Subskription?

Und doch ist es offensichtlich so, dass es ohne den Gemeinsinn der 37 Seoner Bürger keine Bezirksschule gegeben hätte, oder allenfalls erst seit dem Ausbau des Schulangebotes im Zuge der Wachstumseuphorie hundert Jahre später. Und offensichtlich ist es auch so, dass sich Züge des ausgehenden 18. Jahrhunderts sehr viel länger im ländlichen Aargau gehalten haben, als der Leser das bis anhin für gegeben hielt. Dazu passt durchaus, dass die Seoner Bezirksschule in ihren Anfangsjahren vor allem von auswärtigen Schülern besucht wurde, während die heimische Bevölkerung dieses Angebot verschmähte, weil es von einer kleinen, wegen ihrer Innovation mit Argwohn beobachteten Gruppe Bildungsbürger gegen die Trägheit der Mehrheit durchgesetzt wurde. Auch das kennt man eigentlich von einer Zeit, die 1860 schon mindestens eine Generation zurücklag. Immerhin haben die Subskriptionen Staatsbeiträge ausgelöst. Das wenigstens passt in das Bild, das sich der Leser bisher von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht hat und so versöhnt blättert er weiter, um bereits auf der nächsten Seite, und dann auf der übernächsten und weiter immer wieder auf neue Erkenntnisse zu stossen.

Hier schreibt ein Autor, der seinen Gegenstand aufs Genaueste kennt, der weiss, wie er den Leser immer wieder von Neuem packen und interessieren kann. Und es bleibt uns nur, jeder und jedem Geschichtsinteressierten zu empfehlen, sich in diese kleine Perle zu vertiefen und dadurch aufmerksam zu werden auf ähnliche Schriften, die vielleicht in seiner Umgebung am Entstehen sind oder bereits existieren.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Altorfer-Ong, Stefan: Staatsbildung ohne Steuern: Politische Ökonomie und Staatsfinanzen im Bern des 18. Jahrhunderts. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 86. – Baden: hier + jetzt 2010. – 340 S., ill.

Ohne Geld kann bekanntlich kein Staat existieren. Altorfer-Ong unternimmt es in seiner finanzwissenschaftlichen Studie, die Staatseinnahmen und -ausgaben der Republik Bern im 18. Jahrhundert zu analysieren. Bern brauchte diese Einnahmen, um die Rechtssicherheit im Innern zu erhalten und das Territorium gegen aussen zu schützen. Weitere öffentliche Aufgaben, wie das Armenwesen und die Schulen, mussten von den Gemeinden selbst finanziert werden. Im Gegensatz zu heute konnte Bern im 18. Jahrhundert auf die Erhebung von Steuern verzichten. Dieses Finanzierungsmuster findet sich durchaus auch in anderen eidgenössischen Staaten, es

kontrastiert aber scharf mit den benachbarten Monarchien, die nicht bloss Steuern erhoben, sondern auch unter grossen Defiziten ächzten und stark verschuldet waren.

Berns Ausgaben, umgerechnet in Reinsilber, von 17 Tonnen im Jahre 1732 und 22 Tonnen im Jahre 1772 entsprachen etwa jenen von Genua oder Sizilien, übertrafen aber die der anderen eidgenössischen Staaten bei weitem. Die Prokopf-Ausgaben von 55 Gramm Reinsilber waren zwar bloss halb so hoch wie in Frankreich, aber leicht höher als in deutschen oder italienischen Staaten vergleichbarer Grösse.

Die Republik Bern erzielte ihre grössten Einnahmen aus dem Getreidezehnten, daneben waren Zinseinnahmen bedeutend und mit dem Ausbau der Strassen stiegen auch die Zölle kräftig an. Weniger bedeutend waren die Abgaben für Monopole wie Salz und Schiesspulver. Eher geringe Einkünfte lieferten auch die Landvogteien. Praktisch nicht belastet wurden Gewerbe, Protoindustrie und Alpwirtschaft. Nicht mehr bezogen wurden die in früheren Zeiten wichtigen Pensionen für die Erlaubnis, in Bern Söldner zu werben. Im Ganzen ergab sich eine Staatsquote von etwa zwei Prozent. Trotz der fehlenden Steuern war Bern ein Überschussstaat, der im Durchschnitt etwa zwölf Prozent mehr einnahm, als er ausgab. Dies erlaubte die Äuffnung des Staatsschatzes, welcher für den Fall eines Krieges angelegt worden war. Ausnahmsweise wurde 1770 Geld aus dem Schatz entnommen, um mit importiertem Getreide die damals herrschende Hungersnot zu bekämpfen.

War Bern bei der Erhebung von Abgaben fast ängstlich darauf bedacht, ja keine Änderungen an den bestehenden und durch ihr Alter legitimierten Einnahmen vorzunehmen, so war es in Fragen der Kapitalanlagen sehr modern und entwickelte sich zu einem bedeutenden Anleger, dies zuerst im Inland durch den Ankauf von Gülden (Hypothesen). 1710 wurden grosse Darlehen an Holland und England gewährt und in den 1720er-Jahren erlebte Bern an der Börse in London spektakuläre Gewinne und Verluste während des sogenannten «South Sea Bubble». Dies führte zur Entsendung eines ständigen bernischen Vertreters nach London zur Betreuung der dort angelegten Gelder. Spätere Anlagen erfolgten auch in Wien zugunsten des Kaisers. Die Gelder in Frankreich wurden dagegen abgebaut.

Als Gründe für den Verzicht auf Steuererhebungen erwähnt Altorfer-Ong einerseits den Steuerwiderstand der Untertanen, wie er etwa im Bauernkrieg von 1653 zum Ausdruck kam. Andererseits war Bern auf zusätzliche Einnahmen gar nicht angewiesen, da es im 18. Jahrhundert bis zum Einmarsch der Franzosen 1798 von kriegserischen Ereignissen weitestgehend verschont blieb. Für die wenigen Jahre mit kriegserischen Auseinandersetzungen, so etwa 1712 mit dem nur kurz dauernden Zweiten Villmergerkrieg, kann Altorfer-Ong erwartungsgemäss einen beträchtlichen Ausgabenüberschuss nachweisen. Festungsbau und länger dauernde Kriegsführung waren ohne Steuererhebung offensichtlich unmöglich. Zu beachten ist im weiteren, dass das bernische Milizsystem die Kosten für Ausbildung und Ausrüstung auf die Dienstpflichtigen überwälzte. Wird diese verdeckte Steuer in die Staatsrechnung mit

eingerechnet, so erweisen sich die Aufwendungen für die Landesverteidigung als wichtigster Ausgabeposten.

Der Verzicht auf Steuern und die einseitige Belastung der Landwirtschaft hatten ihre direkten Auswirkungen auf das Wachstum der Einnahmen. Unter Berücksichtigung der Inflation entsprach dieses bloss dem Bevölkerungswachstum. Altorfer-Ong geht aber auch von indirekten Wirkungen aus, da das Interesse der Obrigkeit an Zehnteinnahmen die Modernisierung der Landwirtschaft im Mittelland behinderte, während gleichzeitig die Alpwirtschaft erneuert wurde.

Quellenmässig ist die Studie von Altorfer-Ong sehr gut abgestützt. Die Bearbeitung der originalen Rechnungen war sehr aufwendig und methodisch anspruchsvoll, gibt es doch aus der Zeit selbst keine Staatsrechnung, die alle Ausgaben und Einnahmen erfasst hätte. Zudem mussten die Einnahmen und Ausgaben, auch jene in Naturalien, in eine einheitliche Währung überführt werden. Gewählt wurde dafür der Bernische Batzen (0,7 g Silber), so dass alle Werte in Silber angegeben werden können. Zudem mussten alle Ausgaben und Einnahmen einem Kontenplan zugeordnet werden, um über die Zeit hinweg und auch mit den Rechnungen anderer Staaten vergleichbar zu werden.

Den Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der Staatsausgaben und -einnahmen bildete die «Deutsche Standesrechnung», auch Säckelmeister-Rechnung genannt. Daneben gab es eine Welsche Standesrechnung, die in ihren Einteilungen mit der Deutschen nur teilweise übereinstimmte. Zudem wurden die verwendeten Kategorien im Laufe des 18. Jahrhunderts verschiedentlich angepasst. Viele Staatseinnahmen und -ausgaben sind zudem in der Standesrechnung gar nicht enthalten, insbesondere sämtliche Transaktionen der Landvögte. Aus diesem Grunde wurden für die als durchschnittlich beurteilten Jahre 1732 und 1782 alle bernischen Landvogteirechnungen ebenfalls erfasst.

Eine weitere zentrale Quelle bilden die ab 1764 hergestellten «General-Bilanzen», eine Art Erfolgsrechnungen, welche Aufwand und Ertrag der Republik Bern anzeigen. Sie enthalten die Zahlen der Deutschen und Welschen Standesrechnungen, der ausländischen Kapitalanlagen und der staatlichen Monopole wie Salzhandel, Salzproduktion und Schiesspulver. Die erarbeiteten Zahlen wurden von Altorfer-Ong in 75 Grafiken visualisiert und in 22 Tabellen weiter aufbereitet.

Die vorliegende Studie gibt nicht bloss eine detaillierte Analyse von hundert Jahren bernischer Finanzpolitik, sondern macht sie auch vergleichbar mit früheren Zeiten und anderen Staaten. So ist zu hoffen, dass die angekündigten Studien zu Berns Finanzpolitik des 16. und 17. Jahrhunderts bald ebenfalls erscheinen werden.

«Staatsbildung ohne Steuern» beruht auf der Dissertation von Stefan Altdorfer-Ong «State-Building without taxation: The Political Economy of Government Finance in the Eighteenth Century Republic of Bern», welche 2007 von der London School of Economics and Political Sciences angenommen wurde. Die zugrunde liegenden Quellenerschliessungen in den Staatsarchiven der Kantone Bern, Aargau und Waadt

gehen zurück auf ein Forschungsprojekt von 1995–2002, «BeFin: Bernische Staatsfinanzen in der Frühneuzeit», das unter Leitung des verstorbenen Professors Martin Körner an der Universität Bern stand und Rechnungen des bernischen Staates vom 16. bis ins 18. Jahrhundert transkribierte und auch ins Netz stellte (<http://www.befin.hist.unibe.ch>).

MARTIN LÜDI, LENZBURG

Peter Niederhäuser: Die Familie von Mülinen. Eine Adelsgeschichte im Spiegel des Familienarchivs. Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum, Bd. 21. – Bern/ Zürich: Chronos-Verlag 2010. – 64 S., ill.

Ende Oktober 2008 starb mit Frédéric von Mülinen der letzte männliche Nachkomme der lange einflussreichen bernischen Patrizierfamilie mit aargauischen Wurzeln. Ein grosser Teil der Bibliothek und Handschriftensammlung aus dem Familienarchiv war schon in der Zwischenkriegszeit der Stadt- und Universitätsbibliothek übergeben worden (heute in der Burgerbibliothek). Frédéric von Mülinen vermachte einen zweiten Teil des Familienarchivs dem Historischen Museum Bern. Eine Auswahl davon ist mittlerweile auch in der Dauerausstellung des Museum zu besichtigen.

Die Broschüre aus der Reihe «Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum» vereinigt einen kommentierten Katalog von 23 repräsentativen Objekten aus der Zeit zwischen dem späten 13. und dem späten 19. Jahrhundert. Vorab steht ein kurzer Abriss der Familiengeschichte des Mediävisten Peter Niederhäuser, der die Geschichte der von Mülinen auf konzise Weise in die schweizerische Adelsgeschichte einordnet.

Ausgehend von der Fragestellung, ob es überhaupt einen Schweizer Adel gibt, zeigt er anhand der von Mülinen exemplarisch die Geschichte einer solchen Familie auf: Die Herkunft aus den habsburgischen Dienstadelsgruppen rund um Brugg, der Aufstieg unter den Habsburgern, die verschiedenen Strategien nach dem Übergang des Aargaus an die Eidgenossen und die daraus resultierenden unterschiedlichen Karrieren. Der Hauptteil der Familie blieb vorerst an Ort, pflegte bis zur Reformation die Nähe zum Kloster Königsfelden und etablierte sich als typische Landadlige – oder eben Twingherren – im bernischen Unteraargau. Früher als andere Geschlechter fanden die von Mülinen Zugang zu den regimentsfähigen Geschlechtern in Bern und übten zahlreiche Ämter im bernischen Staatsdienst aus. Der Aargauer Zweig der Familie starb in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus. Bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft gehörten die von Mülinen zu den einflussreichsten Berner Geschlechtern. Im 19. Jahrhundert konnte sich die Familie erfolgreich neu orientieren, sei es in militärischen oder diplomatischen Karrieren. Im Wissen um ihr Erbe setzte sich die Familie aktiv mit der eigenen und der bernischen Geschichte auseinander. Nicht zuletzt darum hat sich ein derart reicher Bestand an Büchern, Handschriften, Dokumenten und Objekte bis heute erhalten.

BRUNO MEIER, BADEN

Furrer, Daniel: Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866.) Der Mann mit Eigenschaften. – Zürich; NZZ Libro; 2010. – 604 S., illustriert.

Wer sich an die Lektüre dieser im wahrsten Sinne des Wortes monumentalen Biographie macht, braucht einen langen Atem, Hartnäckigkeit und Geduld. Es erwarten ihn rund sechshundert Seiten voll von akribisch angesammeltem Detailwissen über Ignaz Troxler und seine Zeit. Dass Troxler Mediziner und Philosoph war, dass er in Beromünster, Wien, Potsdam, Luzern, Aarau, Basel und Bern gelebt, dass er von der Helvetik bis zur Bundesreform an allen wichtigen Zeitbegebenheiten in führenden Positionen teilgenommen hat, dass er mit sehr vielen bekannten Zeitgenossen in regem Austausch stand, macht die Arbeit für den Biographen nicht einfacher.

Wer sich aber durch das Buch durchgearbeitet hat, ist in vielfacher Hinsicht bereichert von völlig neuen Erkenntnissen, zum Beispiel zur romantischen Medizin oder zum Umgang mit Kretinismus im 19. Jahrhundert. Soll man sich da irritiert zeigen über die scheinbar fehlende ordnende Hand eines Lektors, der den Autor nicht zu einer holzschnittartigen Zuspitzung seiner Aussagen, zu einer stringenten, leicht lesbaren und auf das Wichtigste zugeschnittenen modernen Biographie gezwungen hat? Soll man sich stossen an plötzlichen Formwechseln, die neben einer Abhandlung über Medizingeschichte die politischen Ereignisse in Luzern von 1816–1823 in Form eines Dramas in fünf Akten mit Epilog stellt? Oder soll man sich nicht doch freuen darüber, dass diese Form von gelehrter Kompilation mit unverkennbarer Lust am Detail, an der Abschweifung, am weiten Ausholen auch heute noch möglich ist?

In jedem Fall öffnet sich hier eine Fundgrube an Material und Anekdoten gerade auch zur Aargauer Geschichte der Regenerationszeit und zur Verflechtung des Aargaus mit der Schweizer Geschichte, auch wenn einzelne Details *cum grano salis* genommen werden müssen. So zum Beispiel die langfädige Auslassung über die kärgliche Besoldung der Volksschullehrer an einer Stelle, wo es eigentlich darum ginge, die finanzielle Situation eines Kantonsschullehrers zu beurteilen. Was ein Kantonsschullehrer verdient, erfahren wir nicht (obwohl das eigentlich durchaus zu eruieren wäre, wenn man sich von der Sekundär- zur Primärquellenbasis bewegen würde); aber ist nicht auch das Wissen um den Verdienst eines Volksschullehrers im Aargau ein wissenswertes Faktum *per se*?

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Sauerländer, Dominik: Aargauer Freimaurer. 200 Jahre Loge zur Brudertreue in Aarau. – Baden; hier + jetzt; 2011. – 96. S., ill.

Dominik Sauerländer legt zum zweihundertsten Geburtstag der Aarauer Loge eine bemerkenswert schlanke und ansprechende Festschrift vor. Sie ist jedem zu empfehlen, der sich sachlich und kurz über die Geschichte der Freimaurerei allgemein informieren möchte. Das Problem dieser Geschichtsschreibung besteht darin, dass die Frage nach den Ursprüngen des Freimaurertums (noch) nicht abschliessend beantwortet werden kann und deshalb im Laufe der Jahrhunderte auch

Gegenstand so mancher Verschwörungstheorie geworden ist. Das erleichtert den Durchblick bekanntlich nicht. Dominik Sauerländer gelingt es, indem er verschiedene Hypothesen anspricht, letztlich doch klar aufzuzeigen, was nach dem heutigen Forschungsstand als plausibelste Erklärung für das Phänomen Freimaurertum gelten muss. Dies tut er in sehr knapper und sachlicher Darstellung, und es ist der Aarauer Loge hoch anzurechnen, dass sie für diese schwierige Aufgabe einen fachlich bestens ausgewiesenen Historiker zugezogen hat.

Pflichtlektüre ist der Band für alle an Schweizer und Aargauer Geschichte Interessierten, vor allem wenn sich dieses Interesse auf das 19. Jahrhundert und die Gründung des Bundesstaates bezieht. So zeigt Dominik Sauerländer schön, wie die Gründer der Freimaurerloge 1811, also noch im Prozess der eigenen Gründung, durch Erweiterung ihres Kreises die Aargauische Kulturgesellschaft ins Leben riefen, deren Wirken bekanntlich für die Charakterisierung des Aargaus als Kulturkanton bis heute verantwortlich ist. Überhaupt ist das wohl die wichtigste Erkenntnis, dass im Laufe der Kantonsgeschichte immer wieder wesentliche Initiativen zur Verbesserung der sozialen und bildungsmässigen Verhältnisse von privater Seite ausgegangen sind und mit Hilfe von Vereinigungen, seien das Logen oder gemeinnützige Gesellschaften, umgesetzt wurden, ohne dass auf den Staat zurückgegriffen werden musste. Hier spielte die Loge immer wieder eine wichtige Rolle als «think tank», der Anregungen gab und aufnahm. Exemplarisch aufgezeigt wird dies in den immer wieder eingestreuten Kurzbiographien bedeutender Logenmitglieder, die es erlauben, diese Verflechtungen anhand von Einzellebensläufen nachzuvollziehen.

Für das 20. Jahrhundert berühren speziell die Berichte über die Schwierigkeiten im «Zeitalter der Katastrophen» von 1914 bis 1945. Die Freimaurerei geriet hier in Auseinandersetzungen mit der Arbeiterschaft, für welche sie das Bürgertum verkörperte, wie vor allem auch ins Visier der faschistischen Bewegungen. Es berührt eigenartig, zu erfahren, dass sich die Mitgliederzahl von 1930 bis 1945 mehr als halbierte und viele Austritte aus beruflichen und verwandtschaftlichen Gründen erfolgten. Hier und auch im Bericht über den Safenwiler Kirchenstreit hätte man sich eine Vertiefung gewünscht, die aber wohl im Rahmen einer Festschrift nicht zu leisten war.

Erstaunlich blass muten schliesslich die Ausführungen zur jüngsten Vergangenheit an, die sich im Wesentlichen im Bericht über den Neubau des Logengebäudes 1961 erschöpfen. Und dies, obwohl gerade diese Zeit eine vorher nicht gekannte Öffnung der Bruderschaft für die interessierte Öffentlichkeit gekannt hat. Aber vielleicht ist gerade dies die Schattenseite der vielgerühmten Transparenz. Wenn alles durchsichtig wird, gibt es am Schluss nichts mehr zu erkennen. Insofern wäre auch die Schlussfolgerung des Autors, dass die Diskretion der Freimaurer im demokratischen Rechtsstaat antiquiert sei und ihre Funktion eingebüsst habe, in Bezug auf eine erfolgreiche Weiterexistenz der Aarauer Loge in ihrem dritten Jahrhundert zu hinterfragen.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL